

Thomas Le Blanc
Prolog
Drei Botschaften nach Radebeul

Meine Leser wissen, dass man mein Leben als unstet, ja als ruhelos bezeichnen könnte. Ich reise gerne und häufig durch aller Herren Länder, aktuell bevorzugt durch den Orient, und habe dabei nicht immer ein festes Ziel, sondern lasse mich auch von den Ereignissen treiben. Wenn ich unterwegs bin, bleibe ich selten länger an einem Ort: Ich erlebe meine Abenteuer beim Reisen und bin dabei meist zu Pferd oder zu Kamel unterwegs, nutze aufgrund der großen Entfernung aber auch gelegentlich die Eisenbahn, so sie denn schon eine Strecke auf meinem geplanten Weg anbietet, oder das Schiff. Natürlich bleibt es nicht aus, dass ich kürzere oder längere Strecken auch auf den eigenen Füßen zurücklege – bedingt durch das Gelände, die Verfügbarkeit eines Transportmittels oder manchmal schlicht und einfach verursacht von der geringen Menge an Piastern, die sich in meinem chronisch klammen Geldbeutel gegenseitig anöden.

Aus dieser ständigen Bewegung folgt, dass ich mich körperlich recht gesund und kräftig fühle, keinen Bauchansatz habe, selten krank bin und auch die Speisen fremdländischer Küchen im Allgemeinen gut vertrage. Damit ich diese körperliche Stärke in den Zeiten, in denen ich mich zuhause in Radebeul aufhalte und daher tagsüber (und nachts) lange am Schreibtisch sitze, nicht gefährde, habe ich mir selbst einen strengen Plan auferlegt, wie ich mir Bewegung verschaffe. Täglich vor dem Mittagessen und nach dem Abendbrot sehe ich die

Radebeuler eine halbe bis eine Stunde durch die ruhigen Straßen der Villenviertel spazieren gehen, und in unregelmäßiger Frequenz wandere ich auch gerne im Lößnitzgrund und in den Weinbergen von Kötzschenbroda und Wahnsdorf. Das alles mag nicht weit und nicht intensiv sein, aber es genügt doch, um meine Gelenke nicht einrosten zu lassen und meine Lungen immer wieder mit frischer sächsischer Luft zu füllen.

Von einem kleinen Weg durch die benachbarten Weinberge kam ich an einem Samstagmittag zurück und freute mich schon auf die deftige Mahlzeit, die meine Haushälterin für mich bereitet hatte.

Als ich in Sichtweite meines Hauses kam, sah ich vor dem Gartentor zwei Männer stehen. Der eine war ein gemütlich wirkender, unersetzer, rothaariger Herr in mittleren Jahren; der andere ein junger Mann unter dreißig, schmal und lang und von derart aufrechter Haltung, als habe er einen Stock verschluckt. Der Erste war geschäftsmäßig in einen dunklen Zweireiher gekleidet und hatte eine Mappe unter dem Arm; der Zweite trug eine makellos sitzende Uniform, die ich beim Näherkommen als den Rotrock eines First Lieutenants der britischen Armee identifizierte. Auf der anderen Straßenseite ein Haus weiter sah ich eine geschlossene Kutsche warten.

Der Zivilist blickte mir mit offenem Gesicht entgegen, als ich auf mein Haus zugging, und sprach mich an, als ich unmittelbar vor ihm stand: „Verzeihen Sie, dass ich Sie auf offener Straße anspreche, aber Ihre Haushälterin wollte uns nicht hereinlassen. Habe ich die Ehre mit dem Reiseschriftsteller, der im Orient den Namen Kara Ben Nemsi führt?“

Da seine Sprache und seine Haltung von ausgesuchter Höflichkeit waren, sah ich keine Veranlassung, die Frage nach meiner zweiten Identität nicht zu beantworten. „In der Tat, das bin ich.“

„Gestatten Sie dann, dass ich mich vorstelle“, fuhr er nach einem Nicken fort. „Mein Name ist Arthur George Drake, ich bin der Büroleiter der britischen Gesandtschaft in Dresden.“

Das britische Empire war nicht nur beim Deutschen Kaiser in Berlin diplomatisch vertreten, sondern aus historischer Tradition zusätzlich bei den deutschen Gliedstaaten Sachsen und Bayern, im Königreich Sachsen vermutlich auch aus handfesten wirtschaftlichen Interessen.

„Dann darf ich Sie natürlich ins Haus bitten“, sagte ich. „Meine Haushälterin, die von mir angehalten wurde, Besuchern höflich zu begegnen, hat sich vermutlich vor der Uniform Ihres Begleiters erschrocken. Ich darf mich dafür entschuldigen, dass Sie auf der Straße warten mussten.“

„Aber nein, aber nein, Sir“, gab Mr. Drake zurück. „Es ist natürlich völlig korrekt, keine Fremden ins Haus zu lassen, wenn der Hausherr nicht zugegen ist.“

Ich öffnete das Gartentor und ging voran zur Haustür, die ich für meine Gäste öffnete. „Ich darf vorausgehen“, sagte ich dann und führte die beiden durch die Diele in mein Arbeitszimmer. Der Raum zeichnete sich durch eine kreative Unordnung aus, ohne aber ungemütlich oder für Gäste abweisend zu sein. Zwei Wände waren mit dicht gefüllten Bücherregalen möbliert, eine öffnete sich mit einer Doppeltür zur Terrasse, und die vierte Wand war meinen Reisen gewidmet: Hier hingen oder lagen auf einer Anrichte ein paar Mitbringsel, die mir wichtig waren, darunter eine Friedenspfeife der Dakota-Sioux, das Kalumet eines Pawnees, der in meinen Armen gestorben war und mir seine ‚Seele‘ anvertraut hatte, einige Speere, Messer und Tomahawks, ein Bumerang, eine Bärenfellmütze, eine Kette aus Löwenzähnen, eine aus Antilopenleder gefertigte Mappe, Zaumzeug und auch eine Nilpferdpeitsche, die ich einem Sklavenjäger abgenommen hatte – aber natürlich kein Löwenkopf und kein Geweih eines Wapitis, denn ich war kein Jäger und zeigte deshalb auch keine Trophäen.

An dieser Wand hingen natürlich meist – wie auch heute – meine beiden Gewehre: der ingeniose fünfundzwanzigschüssige Henrystutzen und der schwere doppelläufige Bärentöter. Wenn sie dort hingen, zeigte das, dass ich bereits mehr als zwei

Wochen wieder zu Hause war. Denn die Gewehre wurden auf meinen Reisen natürlich beansprucht, es wurde nicht nur mit ihnen geschossen, sie dienten in der Not auch als Werkzeug jeglicher Art, und deshalb mussten sie regelmäßig von Sand und anderen Fremdkörpern gereinigt werden, sie mussten gepflegt werden, damit sie keinen Rost ansetzten und damit vor allem ihr Lauf nicht verzogen wurde. Deshalb gab ich sie, sobald ich zu Hause war, sofort zu einem befreundeten Büchsenmacher und ließ es mich etwas kosten, sie immer wieder neu herzurichten, einzufetten und in perfekter Funktion zu halten – denn davon konnte immerhin mein Leben und das meiner Begleiter abhängen.

Wenn man das Zimmer von der Diele aus betrat, stand linker Hand mein großer Schreibtisch, an dem ich meine Romane verfertigte: Er war auch heute wieder überfüllt mit Papierbögen, und am Kopf standen gleich vier Tintenfässer und ein ganzes Dutzend Schreibfedern. Zur Rechten befand sich eine kleine Sitzgruppe, zu der ich meine Gäste geleitete.

Ich sah, dass sie kurz zur Wand mit den Andenken schielten, aber sie ließen sich ihre naturgemäße Neugier nicht anmerken; offenbar hatten sie einen offiziellen Auftrag, und sie waren nicht zum Plaudern gekommen. Auch waren sie – trotz zweimaliger Einladung durch mich – nicht bereit, sich zu setzen.

Mr. Drake hielt seine Mappe vor sich und öffnete sie. Dabei gewahrte ich, dass an ihrer Seite noch ein kleines Paket baumelte, das mittels einer goldfarbenen Tresse an der Mappe befestigt war. Er zog aus der Mappe eine passende Kladde hervor, die er aufschlug, und griff nach einem Papier, das er mir überreichte.

Ich bekam ein grauweißes, feinstes, handgeschöpftes Büttenpapier in die Hand, stark strukturiert und sehr holzhaltig. Auf dem Kopf des Blatts prangte das Wappen der britischen Königin, an den Seiten gehalten von einem Löwen und von einem Einhorn, darunter waren die Worte „Her Britannic Majesty's Ambassador to the Ottoman Porte“ eingedruckt. Ich blickte

zum Fuß des Schriftstücks: Der Brief war handschriftlich unterzeichnet mit „Layard“.

Ich war so überrascht, dass ich mich jetzt in einen der Sessel setzen musste. Die Unterschrift war offenbar von Sir Austen Henry Layard, der gerade Botschafter von Königin Victoria in Stambul geworden war. Layard war für mich eine Legende, weil er bis zur Wiege unserer Zivilisation vorgedrungen war. Er hatte auf den Hügeln von Kujundschik bei Mossul das assyrische Ninive entdeckt und dort Tafeln des Gilgamesch-Epos ausgegraben und nach London verschifft. Seine detailgetreuen Reiseberichte aus Persien, Mesopotamien, Kurdistan und Palästina waren für mich Grundlage all meiner Reisen in den Orient geworden, ja, durch seine Erlebnisse fühlte ich mich ihm ungewöhnlich eng verbunden, obwohl ich ihm bislang noch nicht begegnet war. Nur Lindsay, der mit Layard natürlich persönlich bekannt war, hatte mir gelegentlich von ihm erzählt.

Der Brief zeigte in bester Kalligrafie die Hochzeit von Sir Austen Henry Layard mit einer Constanza Venessia an und lud den Empfänger – also in diesem Fall mich – zur Feier dieser Hochzeit nach Istanbul in die Räume der britischen Botschaft ein.

Das war natürlich eine ungewöhnliche Bevorzugung; bedeutete es doch, dass auch Layard auf mich aufmerksam geworden war und vermutlich seine Hochzeit als Gelegenheit nahm, mich persönlich kennenzulernen zu können. Denn was gäbe es sonst für einen Anlass für einen hohen Vertreter der britischen Krone, mich als deutschen bzw. sächsischen Staatsbürger zu seiner Hochzeit einzuladen. Ich war zwar bereits einmal in der Botschaft in Stambul gewesen, doch damals hatte mich Lindsay als Begleitung mitgenommen, und ich war daraufhin sicherlich nicht auf die *invitation list* für offizielle Empfänge gesetzt worden.

Als ich allerdings auf das Datum der Hochzeitsfeier schaute, stutzte ich, denn ich wurde gewahr, dass der Termin schon in

der Vergangenheit lag, wenn auch nur wenige Stunden: Die Trauung war bereits am heutigen Morgen gewesen.

Als ich Mr. Drake, der offenbar auf meine Antwort auf die Einladung wartete, auf diesen Umstand aufmerksam machte, war ihm das erkennbar unangenehm. Seine ohnehin kräftige Gesichtsfarbe wechselte in ein dunkles Rot. Der offizielle De-
peschentransport auf dem Diplomatenweg von Istanbul nach Dresden hatte mehr Zeit benötigt, als vom Absender kalkuliert worden war, und das musste Drake natürlich ausgesprochen peinlich sein, auch wenn er nur auf die letzte Etappe hatte Ein-
fluss nehmen können: auf den Weg von der Gesandtschaft in Dresden hier hinaus nach Radebeul, also gerademal auf die andere Seite der Elbe, was eine Entfernung von wenigen Ki-
lometern und mit der Kutsche vielleicht eine halbe Stunde Zeitaufwand bedeutete. Dennoch: Er war in offizieller Mission unterwegs und hatte eine Botschaft überbracht, die dem Emp-
fänger nicht mehr viel nützte; eine Einladung, die keine Einladung mehr war; und ein weniger freundlicher Mensch als ich hätte das sogar als Affront auffassen können.

Einen Affront zu vermuten, davon war ich jedoch weit ent-
fernt, denn zum einen nahm ich die Langsamkeit der Diplo-
matenpost mit Humor, zum anderen war ich – ohne dass ich das natürlich meinen Gästen gegenüber zugeben durfte – gar nicht mal so unglücklich über die Sache. Die Panne enthob mich nämlich der Verpflichtung, an einem steifen Festakt teil-
zunehmen, stattdessen erlaubte es mir, Layard meine – unfrei-
willig verspätete – Aufwartung privatum zu machen und dabei in zwangloserer Atmosphäre sicherlich mehr von seiner Zeit in Anspruch nehmen zu können.

Ich teilte also Mr. Drake mit, dass ich bei meiner nächsten Orientreise als Erstes in der britischen Botschaft in Istanbul vorsprechen würde, und man möge dazu schon mal meine Glückwünsche voraussenden und meine Ankunft avisieren. Während ich mich also darauf freute, ganz geruhsam mit La-
yard über seine Reisen und seine Ausgrabungen plaudern zu

können, versuchte Mr. Drake die Peinlichkeit zu überspielen, indem er meine Antwort getreulich memorierte und versprach, sie über die diplomatischen Kanäle der Gesandtschaft weiterzugeben – mit diesmal höherer Geschwindigkeit.

Er schickte sich nun an, sich zu verabschieden, löste dabei die Tresse des kleinen Päckchens und überreichte es mir: „Ich habe noch eine zweite Übergabe zu erledigen. Dieses *packet* darf ich Ihnen im Namen der Braut überreichen.“

Jetzt war ich vollends verwirrt. Was hatte eine mir völlig unbekannte Braut eines Mannes, dem ich auch noch nie persönlich begegnet war, für eine Veranlassung, mir ein kleines würfelförmiges Päckchen von etwa zehn, zwölf Zentimeter Kantenlänge schicken zu lassen – und das auch noch per diplomatischem Kurier? Ich wog es in meiner Hand: Es war recht leicht und mochte gar nicht viel enthalten. Ob das darin befindliche Element etwas mit der Hochzeit zu tun hatte? Vielleicht war es eine Art Schmuck, den die Gäste alle tragen sollten, und gehörte zu einem mit der Zeremonie verbundenen Ritual.

Ich schaute nochmals auf die Einladung, ob ich dort eventuell einen Hinweis fand. Der Name der Braut Constanza Venessia mochte italienischer Herkunft sein, denn Venessia war die venezianische Schreibweise von Venedig. Das half mir jedoch nicht weiter. Aber eine andere Information, die ich erst jetzt auf dem Einladungstext wahrnahm, setzte mich in Erstaunen: Die Zeremonie sollte nicht ein Reverend der Anglikanischen Kirche oder ein Zivilbeamter der Botschaft übernehmen, sondern ein Mudir, ein türkischer Verwaltungsbeamter. Der britische Botschafter ließ sich nach osmanischem Recht trauen? Die Angelegenheit wurde immer merkwürdiger.

Das alles ging mir durch den Kopf, während ich meine Gäste aus dem Haus geleitete und sie, nach einigen Ehrbezeugungen, ihre wartende Kutsche bestiegen.

Ich konnte ihnen jedoch nicht hinterhersehen, denn just in diesem Augenblick erreichte mich Herr Reichenberg, der kaiserliche Postbote, der in unserem Viertel zweimal am Tag die

Post austrug, und drückte mir mit freundlichem Gruß einen Brief in die Hand. Er war korrekt an meinen deutschen Namen adressiert, besaß aber keinen Absender. Anstelle von Briefmarken trug er einen arabischen Stempel und einen deutschen Stempel als Freimachungsvermerke, der arabische war stark verschmiert und unleserlich, der deutsche wies nach, dass der Brief über das Postamt in Stambul gelaufen war. Ich erinnerte mich, dass es seit 1871 ein kaiserlich-deutsches Postamt in Istanbul gab, das unter anderem für den Postaustausch der im Osmanischen Reich nach Deutschland aufgegebenen Briefe zuständig war. Ich durfte stolz auf die Dienstleistungen unserer modernen Zeit sein, die für die Kommunikation über Kontinente hinweg sorgten.

Aber jetzt galt es erstmal, dass ich es mir nicht mit meiner Haushälterin verscherzte, die mit dem Essen wartete. Außerdem verspürte ich Hunger, zumal ich am Vormittag schon gesessen hatte, was sie für mich zubereiten wollte. Im kleinen Essraum neben der Küche war bereits gedeckt, und als ich zu ihr in die Küche kam, um mich wegen des unerwarteten Besuchs für die Verzögerung zu entschuldigen, da nickte sie verständnisvoll. Sie hatte ohnehin das Kochen etwas verzögert, weil sie die Gäste zwar vor der Tür hatte stehen lassen, aber doch vermutet hatte, dass ich mich mit ihnen befassen würde, sobald ich da war.

Ich setzte mich an den Esstisch und sie trug auf. Sie brachte einen großen Topf Gemüse-Allerlei, das aus Erbsen, Bohnen, Karotten, Blumenkohl und Kohlrabi bestand; das Gemüse war noch knackig und mit viel Butter gedünstet. Dazu gab es kleine feine Semmelklößchen, wie ich sie mochte. Alles dampfte noch, als es auf den Teller kam, und ich nahm gerne zum Allerlei noch etwas Brot dazu. Fleisch gab es heute keins. Auf meinen Reisen aß ich nämlich reichlich Fleisch, was ich mir ja meist selber schoss, da die Zeit, zusätzlich in der Prärie oder der Savanne wildes Gemüse zu suchen und zuzubereiten, meist nicht vorhanden war. Ein paar in den Satteltaschen mitgeführte

getrocknete Kräuter mussten zum Würzen des Fleischs reichen. Deshalb hatte meine Haushälterin beschlossen, die Ernährung zu Hause etwas umzukehren, also in Radebeul das Gewicht eher auf Gemüse zu legen. Ich fügte mich dem gerne, weil ich eh ein Allesesser bin und auch die Abwechslung liebe.

Nach der Essenspause, für die ich mir Zeit genommen hatte, denn Speisen sollte man genießen und sie nicht als reine Nahrungsaufnahme sehen, ging ich wieder hinüber in mein Arbeitszimmer und gönnte mir zunächst einmal ein großes Glas Selters; durch die erfrischende Kohlensäure diente es mir ebenso zur körperlichen Verdauung wie zur geistigen Anregung. Der aus der berühmten Unternehmerfamilie Siemens stammende Friedrich August Siemens, der bei Dresden zwei Glashütten besaß, war nicht nur in die Massenproduktion von Glasflaschen eingestiegen, sondern hatte auch ein Auge auf die weithin gerühmten Seltersbrunnen in den nassauischen Gemarkungen Niederselters und Oberselters geworfen, stattete deren Produktion mit seinen Flaschen aus, um die bisherigen Tonkrüge abzulösen, und sorgte durch seine Geschäftsbeziehungen quasi nebenbei dafür, dass die Marke Selters auch in Dresden zu kaufen war.

Ich ergriff nun den vom Postboten übergebenen Brief, öffnete ihn vorsichtig und entnahm ein in gestochen klarer arabischer Schrift einseitig beschriebenes Blatt. Das Absendersiegel oben rechts zeigte mir sofort, dass der Brief von meinem Freund Haschim stammte, doch als ich den nicht allzu umfangreichen Text rasch durchlas, war ich zunächst etwas ratlos. Haschim sprach mich mit netten, freundlichen Worten an und erzählte mir in einem Plauderton einige belanglose Begebenheiten von seinem Gut in der Nähe von Taif, auf dem ich ihn ja auch einmal besucht hatte. Der Brief war höflich und freundschaftlich gehalten, aber sein Inhalt war es eigentlich nicht wert, in Worte gefasst und dann noch gegen Porto quer durch halb Europa geschickt zu werden. Er besaß keinen höheren Gehalt, als wenn ich von meinem heutigen Mittagessen erzählt hätte.

Zweites Kapitel

Wundersames Wiedertreffen

Über den Rand der Blätter hinweg musterte ich den stattlichen älteren Herrn. Zweifellos – es war Maflei, der reiche Händler, Vater von Isla Ben Maflei und Bruder von Jacub Afarah. Welch ein Zufall, ihn hier und jetzt zu treffen. Als ich mich am Hafen an frühere Abenteuer erinnerte, hatte ich auch an ihn gedacht, denn die einst von mir gejagten Verbrecher hatten die Braut seines Sohnes entführt. Ich und meine Gefährten vermochten seinerzeit alles zu einem glücklichen Ende zu bringen.

Die jetzige Begegnung mit Maflei schien mir nach erster Verwunderung durchaus schlüssig. Sein Domizil lag jenseits der Galata-Brücke, nahe der Neuen Moschee. Warum sollte er nicht dann und wann hierher spazieren, zu Kaffee und Lektüre?

Maflei wirkte entspannt und zufrieden, wie er da so saß und las und trank. Es schien ihm wohlergangen zu sein in den vier Jahren, seitdem ich ihn zuletzt getroffen und in seinem Gartenhaus hatte zu Gast sein dürfen. Belustigt bemerkte ich, dass er sich den Bart gefärbt hatte, denn die damals deutlichen grauen Strähnen waren verschwunden. Er hatte auch etwas zugenommen, denn ich sah weniger Falten in seinem Gesicht. Die Geschäfte liefen wohl gut, Sorgen schien er keine zu haben. Nein, er lächelte sogar vor sich hin.

Sollte ich zu ihm hinübergehen und einen Gruß entbieten? Wie weit musste, sollte, durfte ich meine Geheimhaltung betreiben?

Während ich noch in meiner Entscheidung wankte, öffnete sich die Tür und mit einem Schwung kühler Luft und Sprühregen

kam ein weiterer Gast herein. Draußen ging ein lauter Schauer nieder. Drinnen stand ein junger Mann mit deutlicher Ähnlichkeit zu Maflei, und ich kannte seinen Namen: Es war Isla Ben Maflei, der Sohn Mafleis.

Mit jugendlichem Ungestüm, trotz seiner dreißig Jahre, und unbekümmert darum, dass er nass war wie eine Katze, ließ er sich neben seinem Vater nieder, rief nach Kahwe und strahlte Maflei an, während er auf die Zeitungen tropfte, die auf der Tischplatte lagen.

„Vater“, begann er. „Ich habe einen Ring für meine Liebste gekauft! Jetzt kann ich bei ihrem Vater um ihre Hand anhalten.“

Ich stutzte. Isla war doch bereits verheiratet, und zwar mit eben jener hübschen Senitza, die vor sechs Jahren durch Barud El-Amasat nach Ägypten entführt und im Harem Abraham-Mamurs gefangen gehalten worden war. Ich war damals Isla begegnet, hatte von seiner Not erfahren und war nach etlichen Abenteuern imstande gewesen, die junge Frau zu befreien, um sie als Braut in die Hände des jungen Kaufmanns zu geben. Und nun wollte Isla eine weitere Dame freien? Was war geschehen? War das gnadenlose Schicksal so um Ausgleich bedacht, dass es wegen der Eheschließung von Henry Layard und Qendressa die Scheidung von Isla Ben Maflei und Senitza erzwungen hatte? Oder war das bedauernswerte Geschöpf, deren Name *Augapfel* bedeutete und die in Ägypten *Güzela*, die Schöne, genannt worden war, vom Tod dahingerafft worden? Es musste in den vergangenen vier Jahren geschehen sein, seit ich Maflei das letzte Mal getroffen hatte, was je nachdem einen angemessenen Zeitraum der Trauer ergeben hätte; dennoch befremdete mich das Verhalten des Mannes, der sich wie ein schwärmender Junggeselle benahm.

„Schau, Vater“, sprach Isla Ben Maflei weiter und zog ein Kästchen aus seiner Kleidung, gerade groß genug, um als Schatulle für einen Ring zu dienen, und fein gearbeitet, mit reichen Intarsien, wie ich selbst quer durch den Raum erkannte.

Isla öffnete das Kästchen und hielt es Maflei hin. Der begutachtete nickend das Schmuckstück.

„Nun, Junge, der Ring ist wohl etwas dünn, aber die Perle ist prächtig. Das scheint mir passend für deine Liebste. Gold ist kaltes Metall, aber eine Perle ist ein Wunder der Natur. So wie deine künftige Braut.“

„Du verstehst mich, Vater.“ Isla schaute entrückt und begann zu schwärmen. „Oh, sie ist schön wie die Rose und herrlich wie die Morgenröte; sie duftet wie die Blüte der Reseda, und ihre Stimme klingt wie der Gesang der Houris. Ihr Haar ist wie der Schweif des Pferdes Gilja, und ihr Fuß ist wie der Fuß von Delila, welche Samson verriet. Ihr Mund träufelt von Worten der Güte, und ihre Augen ...“

Maflei lächelte. „Ich weiß, mein Sohn, diese Worte hast du schon oft gebraucht, um sie zu beschreiben.“

Allerdings, dachte ich. Mit diesen Worten hatte mir Isla in Ägypten das Aussehen von Senitza geschildert, bis ich ihn bat, mir nüchternere und eindeutigere Erkennungszeichen der Entführten zu beschreiben. Dem heutigen Isla war ich gram, dass er seine neue Braut mit den gleichen blumigen Begriffen bedachte. Und wieder hatte er einen Perlenring gekauft. Ich fühlte das Andenken Senitzas, die ich durchaus liebgewonnen hatte, überaus beschmutzt.

Ich rang mit mir. Vor wenigen Herzschlägen noch hatte ich zu Maflei und seinem Sohn hinübergehen wollen, um sie zu begrüßen und das zufällige Wiedersehen zu feiern. Aber nun war da das Schicksal Senitzas, welches das Treffen vergällte. Ich wollte besser noch einige Augenblicke hinter meiner Zeitung verborgen lauschen.

„Ich kann es kaum erwarten, Vater“, sprach Isla Ben Maflei. „Nächste Woche reise ich wieder nach Skutari, um sie zu sehen. Das werden mir lange sieben Tage werden.“

Nun denn, dachte ich, der Freiersmann bleibt sich treu. Auch Senitza stammte aus Skutari, im Land der Skipetaren. Ihr Vater war der Montenegriner Osko, der sich damals mir und

Halef angeschlossen hatte, um Barud El-Amasat zu jagen. Osko hatte den Entführer seiner Tochter schließlich in die Teufelsschlucht stoßen können. Ich hoffte inständig, dass sich Osko und Isla Ben Maflei nicht in Skutari begegneten, wenn der junge Mann seine neue Braut besuchte. Wer wusste, wie der frühere Schwiegervater dies aufnehmen würde?

„Ich hoffe“, seufzte Isla, „dass ihr Vater meinem Wunsch entspricht und mir Senitza zur Frau gibt. Osko ist ein recht strenger Mann.“

Ich atmete scharf ein. Konnte es wahrhaftig einen solchen Zufall geben, dass Isla in Skutari eine weitere Frau mit dem Namen Senitza kennengelernt hatte, deren Vater wiederum ebenfalls Osko hieß? Würde dieser unglaubliche Lauf des Schicksals erklären, warum Isla sich so verhielt, wie ich es soeben erlebt hatte? Und auch sein Aussehen war bemerkenswert. Kein Schmerz von Scheidung oder Witwertum war zu erkennen, er wirkte wie der Bursche von Mitte Zwanzig, den ich in Ägypten kennengelernt hatte, vor sechs Jahren. Damals war er trotz seiner Erfolge als Kaufmann – das Geschick hatte er von seinem Vater geerbt – in Begleitung seines Dieners aufgetreten, eines leichtsinnigen Gesellen namens Hamsad al Dscherbaja, der keinen guten Einfluss auf seinen Herren hatte. Dieser Hamsad hatte Isla später bestohlen, wurde entlassen und verfiel dem Opium. Ich hatte ihn in Stambul wiedergesehen, wo er mir bei der Jagd auf Abraham-Mamur helfen wollte, sozusagen als Wiedergutmachung. Doch als er den Verbrecher belauschen wollte, wurde er entdeckt und erdolcht. Sein Schicksal dauerte mich, zumal er sich als ein Landsmann herausgestellt hatte: Der Mann, der den Namen Hamsad al Dscherbaja getragen hatte, war ein Barbier aus Jüterbog in der preußischen Provinz Brandenburg gewesen. Ich sah ihn noch vor mir, mit den weiten blauen Pumphosen, der blauen Jacke und dem Fez auf dem Kopf. Und darunter ein Mund, aus dem passables Türkisch wie auch breites Brandenburgisch klingen konnte. Wie hatte er doch gleich seinen Herrn Isla beschrieben? *Hat schauderhaftes Jeld, dat Kerlchen.*

Ich hoffte, Isla würde nun einen weniger eigentümlichen und wankelmütigen Diener in Diensten haben.

Maflei räusperte sich: „Ja, Osko ist nicht nur streng, sondern auch fromm. War er nicht Christ?“

„Ja, und deshalb habe ich für ihn als Gastgeschenk etwas Passendes besorgt. Eine kleine byzantinische Ikone. Ich habe sie billig erstanden und aufarbeiten lassen. Während ich beim Schmuckhändler war, habe ich Hamsad gesandt, sie abzuholen. Er sollte uns hier treffen – ah, da kommt er schon.“

Ich hatte den genannten Namen kaum verstanden, da öffnete sich erneut die Tür. Draußen regnete es noch stärker, und ein in schlichtes Blau gekleideter Mann kam herein, mit einem flachen, gut verschnürten und tüchtig durchnässten Paket in der Hand. Er hatte es zweifellos als Regenschutz genutzt und erst kurz vor dem Kaffeehaus heruntergenommen.

„Hamsad“, rügte Isla, „wie kannst du die Mutter des himmlischen Gesandten Issa Ibn Maryam als Schutzdach benutzen! Zeige doch etwas Respekt, liederlicher Bursche!“

Der so Gescholtene verzog das Gesicht, wischte halbherzig mit dem Ärmel über das nasse Packpapier und dienerte. „Ja, Herr.“ Dabei rollte er heimlich mit den Augen. Und ich hörte deutlich, wie er murmelte: „Hurjees, hab dir nich so ...“

Und all dies nicht nur auf Deutsch, sondern mit brandenburgischem Zungenschlag!

Ich sprang auf. Mein Tisch rumpelte, die Kaffeeschale und das Wasserglas klirrten gegeneinander. Maflei, Isla und Hamsad al Dscherbaja aus Jüterbog – denn niemand anderer war es – schauten erschrocken in meine Richtung, während der Kaffeeschenk – es war ein anderer als zuvor – eilig herankam, um zu schauen, was dem Gast denn nicht recht sei.

Die drei Männer, die ich wohl kannte und von denen einer tot sein musste, denn ich hatte ihn mit eigenen Augen an seiner Messerwunde sterben sehen, starrten mich an – ohne jedes Erkennen.

Ich begriff: Es war wohl mein fehlender Bart.

„Ich bin es“, rief ich, in der Hoffnung, dass sie meine Stimme erkannten, doch sie schauten mich weiterhin an, als sei ich ein völlig Fremder.

„Noch einen Kahwe, der Herr?“, dienerte der Kaffeeschenk in gebührendem Abstand, da er mich wohl für verrückt hielt. Auch auf den Gesichtern von Maflei, Isla und Hamsad bildete sich ein ähnlicher Ausdruck.

„Ich bin es“, wiederholte ich. „Kar ...“

Dann drang ein Donnerschlag von draußen herein, ich zuckte zusammen und fiel auf meinen Sitz zurück. Die Zeitung, die ich in der Hand gehalten hatte, flatterte in meinen Blick. Die arabische Datumszeile sprang mir ins Auge. Das Jahr lautete in westlicher Zeitrechnung 1872. Das war vor sechs Jahren gewesen. Doch bevor ich zweifeln konnte, ob ich eine alte Zeitung vor mir hatte oder eine Vision der Vergangenheit erlebte, verschwamm die Zahl und wandelte sich: 1871, 1869, 1870, 1868, 1873 – ich konnte die Ziffern nicht mehr fassen. Das Titelblatt der Zeitung verwischte und zeigte andere Schlagzeilen und Artikel. Auch die Kaffeeschenke veränderte sich, verschwamm vor meinen Augen, Menschenschemen glitten einher, das Licht verwandelte sich von Sonnenschein zu Lampenflammen. Ich ächzte und hob die Hand vor die Augen, mir schwindelte.

Es donnerte erneut. Ich fühlte mein Innerstes in einem Krampf zusammengepresst, die Luft aus den Lungen gedrückt. Dann war es vorüber.

Ich saß in dem Kiraathane, vor mir eine halb gefüllte Schale noch immer dampfenden Kaffees. Draußen begann es leise zu regnen. Ich war allein in dem Raum. Auch der Pope war fort. Der Platz, an dem Maflei gesessen hatte, war leer, die Zeitungen unberührt und trocken. Auch Isla und Hamsad waren nicht mehr dort – oder waren es nie gewesen.

Meine Hand zitterte.

Was war geschehen?